

## Vorwort

Karl May gilt als der erfolgreichste deutsche Schriftsteller aller Zeiten. Als Beweis für diese kühne Behauptung wird vielfach angeführt, dass allein seine berühmten „Gesammelten Werke“ im Karl-May-Verlag inzwischen eine Gesamtauflage von über 80 Millionen Exemplaren erreicht haben; nimmt man weitere Editionen anderer Verlage und die Übersetzungen in beinahe alle Weltsprachen hinzu, dürfte May tatsächlich weltweit einer der gelesensten Autoren sein. In den deutschsprachigen Ländern sind manche seiner Buchtitel sogar ‚geflügelte Worte‘ geworden, und Filme, Bühnensinszenierungen oder Hörspiele haben dafür gesorgt, dass seine Phantasiegestalten Winnetou und Old Shatterhand, Kara Ben Nemsı und Hadschi Halef Omar selbst jenen geläufig sind, die noch nie ein Buch von ihm in der Hand gehabt haben.

Freilich sind Bekanntheitsgrad und Auflagenhöhe nur eine, die sichtbarste und messbarste, Seite literarischen Erfolges; und bei genauerer Betrachtung des Mayschen Gesamtwerks wird man zudem feststellen, dass es auch hier große Unterschiede in der Rezeption gibt: Bekannt und gelesen sind vor allem der Orientzyklus, die *Winnetou*-Trilogie und Jugendromane wie *Der Schatz im Silbersee*, weit weniger die Kolportageromane oder gar das ambitionierte philosophisch-religiöse Alterswerk, das Karl May selbst in seinen späten Jahren für sein ‚eigentliches Werk‘ hielt. Mit dem Hinweis, dass der Abenteuerromancier auch Liebesgeschichten, Gedichte und ein Drama geschrieben hat, kann man noch heute manchen Leser verblüffen.

Während Karl May schon zu Lebzeiten einer der meistgelesenen Autoren war, um den sich ein regelrechter Starkult entwickelte, mit Autogrammkarten, Fanklubs und Massenaudienzen, wurde er von der Literaturkritik und von der Literaturgeschichtsschreibung lange ignoriert oder nicht ernst genommen. Erst in unserer Zeit, ausgehend

gerade von der Entdeckung der weniger populären, aber mentalitätsgeschichtlich bzw. literarästhetisch bedeutsamen Kolportage- und Altersromane, ist es auch hier zu einer wachsenden Akzeptanz gekommen, die inzwischen das gesamte Phänomen ‚Karl May‘ umfasst. Anfangs beinahe ausschließlich auf die Forschungsarbeit innerhalb der Karl-May-Gesellschaft beschränkt, gilt der Schriftsteller mittlerweile auch weit darüber hinaus, nicht zuletzt in der universitären Wissenschaft, als ein fächerübergreifend lohnendes Forschungsobjekt. Tatsächlich übersteigt die Zahl der Bücher über May längst um ein Vielfaches diejenige der Werke des Schriftstellers selbst, der in dieser Hinsicht fast schon an die Klassiker Goethe und Schiller oder an Franz Kafka heranreicht.

Wenigstens ebenso aussagekräftig für den Erfolg eines Schriftstellers wie das Interesse der Leser, Kritiker und Forscher oder die Zahl der Adaptionen seiner Werke durch Theater und Medien ist die Frage, inwieweit seine Phantasien, seine Figuren und vielleicht sogar seine eigene Person andere Schriftsteller dazu anregten, diese zum Vorwurf weiterer literarischer Erfindungen zu machen. Wie die vorliegende Sammlung von ‚Karl-May-Geschichten‘ nachdrücklich zeigt, ist auch dies bei Karl May in ungewöhnlichem Ausmaß und auf sehr vielfältige Weise geschehen. Dabei sind nicht einmal jene Autoren berücksichtigt, die sich ganz unmittelbar an den Erfolg seiner Bücher anzuhängen versuchten, indem sie seine Stilmittel und Stoffe kopierten, seine Helden neue Abenteuer erleben ließen oder sich – wie ein Lehrer, der Anfang der 1890er Jahre für den Reutlinger Verlag von Robert Bardtenschlager Heftromane wie *Der Hauptmann der deutschen Ansiedler*, *An den Ufern des Ohio* oder *Tekumseh der große Häuptling der Cherokees* lieferte – gleich als ‚Karl May‘ oder wenigstens als ‚Eduard May‘ ausgaben.

Die Schar weniger dreister Autoren, die es lediglich beim literarischen Mimikry beließen (u. a. Franz Treller, Karl

Held, Leopold Gheri, Wilhelm Matthießen oder Harald Holm), dürfte kaum noch zu überschauen sein. Zu erwähnen ist vor allem Franz Kandolf, dessen abenteuerliche Fortsetzung der Reiseerzählung *Am Jenseits (In Mekka, Radebeul 1923)* 1936 sogar als Jubiläumsband 50 in die „Gesammelten Werke“ Karl Mays eingegliedert wurde und dadurch heute die bekannteste aller Imitationen ist (mit einer Auflage von über 325.000 Exemplaren übertrifft das Buch selbst manchen May-Band). Daneben sind aus neuerer Zeit zu nennen die auf zwölf Bände angelegte, jedoch nach sechs Bänden vorzeitig abgebrochene Romanreihe *Jagd auf die Raubkarawane* (Wien 1977-80) von Edmund Theil, die im Jahre 1932 einen anderen ‚Sohn der Nemsis‘ (Hami) modernere Abenteuer mit einem Enkel Hadschi Halef Omars (Sahdik) in Ägypten und Libyen bestehen lässt, die ähnlich frei fabulierten Indianerromane von Iris Wörner alias Nscho Tschis (*Winnetous Schwester* u. a., Köln 1984ff.), Friederike Chudoba (*Winnetou und Tapferes Herz*, 3 Bde., Wien 1989), Reinhard Marheinecke (*Die Jagd des Old Shatterhand* u. a., Hamburg 1994ff., mit Jutta Laroché die Serie *Winnetous Testament*, Hamburg 1999ff.) und Thomas Jeier (*Nscho-tschis, die Häuptlingstochter*, Bamberg, Radebeul 2000; *Das Geisterpferd*, Bamberg, Radebeul 2001) sowie Jörg Kastners *Die Oase des Scheitans* (Bamberg, Radebeul 2000). Darüber, ob es überhaupt legitim ist, Mays Helden Winnetou und Old Shatterhand oder die schöne Nscho-tschis wieder aufleben zu lassen, ihre vermeintlichen Jugenderlebnisse zu schildern oder sie gar in amouröse Abenteuer zu verwickeln, wäre wohl zu streiten. Fest steht, dass alle diese Bücher, mehr oder weniger gelungen, offenbar das Interesse vieler Leser befriedigen, die gar nicht genug haben können an weiteren Erlebnissen ihrer Lieblingshelden, und dass natürlich keines jene intime Nähe zwischen Autor und Rezipient zu rekonstruieren vermag, die wohl das eigentliche Erfolgsgeheimnis Karl Mays ausmacht.

Was die meisten der genannten Autor(innen) ebenfalls von ihrem Vorbild unterscheidet, ist ein weitgehender Verzicht auf den für May typischen Humor. Wo man bei ihm nicht nur spannend mitfiebern oder über den Tod lieb gewordener Gestalten weinen kann, sondern auch immer wieder über die Tollpatschigkeiten und den Wortwitz seiner kuriosen Nebengestalten lachen muss, herrscht bei seinen Nachahmern eher der blanke Ernst vor, vielleicht deshalb, weil man fürchtet, den durch den Rückgriff auf veraltete Muster ohnehin gefährdeten Text sonst der Lächerlichkeit preiszugeben. Tatsächlich lassen schon Mays eigene Wunschphantasien mit ihren ständigen Übertreibungen in der Gestaltung allmächtiger Charaktere, karikaturesker Sonderlinge oder grotesker Situationen und ihren immer wieder gleichen Motiven um Verfolgung, Gefangennahme und Befreiung den heutigen Leser mitunter eher erheitert schmunzeln als bewundernd staunen. Die Grenze zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Komik ist schon bei May selbst fließend, und die Gefahr oder Verlockung, sie zu überschreiten, besteht natürlich erst recht bei seinen Imitatoren. Es ist daher auch nicht immer ganz leicht, zwischen reinen Nachempfindungen Mayscher Ideenwelten und ihrer kritischen Parodie zu unterscheiden.

Es ist kein Zufall, wenn der vorliegende Band mit ‚Karl-May-Geschichten‘ sehr unterschiedlicher Art und sehr verschiedener Autoren gerade mit drei eindeutigen Parodien beginnt, obwohl er nicht nach Themen oder Genres, sondern rein chronologisch geordnet ist. Tatsächlich stehen neben den Versuchen, durch Plagiate am kommerziellen Erfolg Mays teilzuhaben, Parodien auf seinen Stil und seine Motive am Beginn der literarischen Rezeption seiner Werke. Die Texte des *Jugend*-Redakteurs Fritz von Ostini (*Die blaue Schlange*, 1901), eines Anonymus aus Aachen (*Ich in Aachen*, 1902) und des unerbittlichen May-Gegners Rudolf Lebius (*Die Löwenjagd*, 1905) aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts sind die hervorragendsten Bei-

spiele mehrerer, ansonsten meist lyrischer Parodien, die May noch selbst erlebte. Ob sie ihm wirklich ‚Spaß gaben‘ und er diese ‚Witze‘ nicht nur ‚über sich ergehen ließ‘, sondern sogar ‚kräftig mitlachte‘, wie er Ostini noch 1911 mitteilte, ist mindestens im Fall Lebius’ fraglich, doch wird auch er gewusst haben, wie sehr allein die Tatsache, dass ein Schriftsteller parodiert wird, ein Ausweis seiner Popularität ist, funktioniert dieses Genre doch überhaupt nur, wenn es beim Leser Reflexe auf die parodierte Vorlage auslöst.

Gemeinsam ist den drei einleitenden Parodien, dass sie wie Mays Reiseerzählungen in der Ich-Form geschrieben sind und der bis zur Lächerlichkeit omnipotente Held mit dem Schriftsteller Karl May gleichgesetzt wird. Sie antworten damit auf Mays eigene öffentliche Identifikation mit Old Shatterhand resp. Kara Ben Nemsî, die in der mittlerweile überwundenen Phase der ‚Old-Shatterhand-Legende‘ tatsächlich groteske Züge angenommen hatte (wenn May etwa Pferdehaare als Locken Winnetous ausgab oder Backfischen die Narben seiner angeblichen Kämpfe mit Indianern zeigte). Hatten die meisten seiner Anhänger damals, Mitte der 1890er Jahre, nur zu gutgläubig an die Hirngespinnste des Radebeuler Fabulierers geglaubt, so hatten die um die Jahrhundertwende einsetzenden Angriffe und Entlarvungen doch große Teile des Publikums desillusioniert und von May entfernt. Obwohl zumindest die Parodien Ostinis und des Aachener Anonymus nicht böseartig sind, zeugen auch sie von einer ironischen Distanz zu ihrem Gegenstand, die früher in dieser Form wohl nicht möglich gewesen wäre. Erst die öffentliche Entlarvung als ‚moderner Lügenbaron‘ schuf die Voraussetzung, ihn auch literarisch zu einer ‚lächerlichen Figur‘ werden zu lassen.

Zwischen heimlicher Sympathie und offener Spottlust bewegen sich die erst nach Mays Tod entstandenen Parodien von Wilhelm Matthießen (*Karl Mays wunderbare Himmelfahrt*, 1919) und Hans Reimann (*Joe und Charlie*, 1923). Während Reimanns Glosse durch Anspielungs-

reichtum und Wortwitz glänzt, ansonsten die früheren Muster aber nur durch die Kombination mit dem inzwischen ähnlich populär gewordenen Western-Film erweitert, fällt Matthießens ‚Märchen‘ nicht nur durch die sonst unübliche Er-Form auf, sondern auch durch den originellen Einfall, den natürlich auch hier mit seinem Helden identischen May sich nicht mehr mit Indianer, Löwen oder anderen Ungetümen anlegen zu lassen, sondern gleich mit sämtlichen Himmelsbehörden. Dass Karl May ‚seitdem zwischen Himmel, Hölle und Erde herumwandert und nicht tot zu kriegen ist‘, war im Übrigen wenige Jahre nach seinem Tod und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg keineswegs so gewiss, wie es uns heute vorkommt. Letztlich hat Karl May sogar seine Parodisten überlebt: Anders als früher wird er in der öffentlichen Meinung nicht mehr nur als naiver ‚Jugend- und Volksschriftsteller‘ wahrgenommen, sondern als ein ernst zu nehmender Autor, bei dem sich Parodien zwar nicht verbieten, aber doch immer weniger anbieten. Aus späteren Jahren ist denn im Wesentlichen auch nur noch Werner Kloses ‚Parodie nach und für Karl May‘ *Winnetou in Hollywood* (Kassel, Basel 1974) zu nennen, die als Drama in der vorliegenden Anthologie ebenso wenig Berücksichtigung fand wie die zahlreichen Gedichte, aber schon im Untertitel (‚für Karl May‘) von einem gewandelten Meinungsbild spricht.

Die umfangreichste Gruppe der ‚Karl-May-Geschichten‘, die hier nur mit den hervorragendsten Beispielen vorgestellt werden kann, bilden jene Romane, Erzählungen und Autobiographien, in denen Schriftsteller sich an ihre jugendliche Karl-May-Lektüre erinnern und diese zum Thema oder doch zum integralen Bestandteil eigener Fiktionen machen. Die Tatsache, dass es vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum eine literarische Erinnerung an frühe Lektüreerlebnisse männlicher (leider nur selten weiblicher) Autoren gibt, in der Karl May nicht in irgendeiner Weise eine Rolle spielt – und sei es negativ in

seiner Ablehnung –, zeugt nachdrücklich von der Präsenz, die seine Abenteuerromane für mehrere Generationen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert besaßen. Mit den Reminiszenzen an seine Bücher, mögen sie noch so beiläufig sein, ließen sich leicht selber mehrere Bände füllen, und tatsächlich gibt es auch bereits zwei Bücher in dieser Richtung, die u. a. zahlreiche solcher Sentenzen enthalten, nämlich Erich Heinemanns Zitatesammlung *Über Karl May. Aussprüche namhafter Persönlichkeiten* (Ubstadt 1980), die unter dem von Hermann Hesse geborgten Titel „*Dichtung als Wunscherfüllung*“. *Eine Sammlung von Aussprüchen über Karl May* (Ubstadt 1992) noch einmal in wesentlich erweiterter Form erschienen ist, und Christian Heermanns Anthologie *Old Shatterhand läßt grüßen. Literarische Reverenzen für Karl May* (Berlin 1992), die überdies auch Fritz von Ostinis *Die blaue Schlange* (ohne Verfasserangabe), Wilhelm Matthießens *Karl Mays wunderbare Himmelfahrt* und Hans Reimanns *Joe und Charlie* sowie weitere Parodien eines Anonymus (*Old Shatterhand*, 1912), von Hans Reimann (*Brauchtum*, 1922), Thomas Theodor Heine (*Sioux-Indianer in Dresden*, 1926), Heinrich Bandlow (*Der Ölgötz*, 1925) und Willi Fehse (*Der getreue Winnetou*, 1971) enthält. Auf beide Sammlungen sei hier ausdrücklich als Ergänzung verwiesen. Während die vorliegende Anthologie sich bewusst auf erzählende Prosa beschränkt und als ‚Lesebuch‘ gedacht ist, findet man dort von Adenauer bis Zuckmayer (resp. bei Heinemann sogar von Walter Abendroth bis Gerhard Zwerenz) die unterschiedlichsten Stimmen mehr oder weniger bekannter Persönlichkeiten zu Karl May, darunter auch von solchen Schriftstellern, die, wie Egon Erwin Kisch, Hans Fallada, Carl Zuckmayer oder Arno Schmidt, zwar eine ganz besondere Affinität mit dem Autor verband, die ihm aber keine eigene Erzählung widmeten.

Die von uns ausgewählten Beispiele von Geschichten, in denen die frühe May-Lektüre von zentraler Bedeutung

für die Handlungsfabel ist und nicht nur beiläufig erwähnt wird, datieren im Wesentlichen vom Beginn des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, rückblickend bis zur Jahrhundertwende, und spiegeln damit ein allgemeines Rezeptionsphänomen: Das Lesen von Büchern überhaupt und im Besonderen auch das Lesen von Karl-May-Büchern mit ihrem gleichzeitigen Angebot von Flucht-, Gemeinschafts- und Machtphantasien war in jenen oft schweren Jahren einerseits wohl notwendiger für die psychische Sozialisation als danach; andererseits lässt sich aus der geringeren Bedeutung Karl Mays in den Kindheitserinnerungen späterer Zeit auch folgern, dass die Entlastungsfunktion literarischer Traumphantasien seither zwar keineswegs obsolet wurde, doch inzwischen sehr viel mehr von anderen Medien, besonders von Film und Fernsehen, neuerdings auch von Computerspielen und Internetsurfen, übernommen wurde. Das über Jahrzehnte hin ständig wiederkehrende Klischeebild vom Schüler, der sich mit der Taschenlampe unter der Bettdecke in die Wüsten und Prärien Karl Mays träumt oder sich mit einem Karl-May-Buch unter der Schulbank aus einem bedrückenden Schulalltag flüchtet, hat heute wohl keine reale Grundlage mehr: Eltern und Lehrer wären froh, ihre Kinder oder Schüler überhaupt beim Lesen zu erwischen.

Der Konflikt zwischen den Generationen, zwischen aufmüpfigen Kindern oder Jugendlichen und spießbürgerlichen Erwachsenen, ist eines der permanenten Themen dieser oft autobiographischen Geschichten, angefangen mit Leonhard Franks berühmtem Roman *Die Räuberbande* (1914) über Paul Kellers Novelle *Hero und Leander* (1921) bis hin zu Eugen Okers zwar erst 1961 erschienenem, aber schon 1944 begonnenen Roman *Winnetou in Bayern*. Dabei legen sich die aufbegehrenden Knaben gerne die Kriegsnamen Mayscher Helden zu, nennen sich ‚Old Shatterhand‘ (resp. bei Frank ‚Oldshatterhand‘) oder ‚Winnetou‘, und suchen auch sonst, wenngleich meist vergeblich, imitativ



ihren Vorbildern nachzueifern. Hierzu gehört nicht selten auch das ähnlich zum Scheitern verurteilte Bemühen, der kleinbürgerlich-restriktiven Enge in scheinbar zivilisationsentrückte natürliche Räume, bevorzugt in verborgene und bergende Höhlungen, zu entfliehen, ein Motiv, das so häufig ist, dass man hier wohl psychoanalytisch eine Regression in die pränatale Sicherheit vermuten darf. Ihre Urbilder haben diese durch die kindliche Phantasie transformierten Räume, zu denen auch abgelegene Täler und Wälder gehören, fast immer in jenen Wildwest-Landschaften, die schon May selbst sich bei seinen Wanderungen in der Sächsischen Schweiz imaginierte; nur Paul Kellers ‚Hullah-Araber‘ lassen die ‚Sonne ihres Ruhmes‘ lieber „in allen Zelten des Morgenlandes, bei den Wachtfeuern der Wüste und an den Ufern des Nils“ leuchten. In jedem Fall aber ist es der ‚Seelenführer‘ Karl May, der den Knaben das Material zu ihrem idealen Drängen nach Aufbruch und Rebellion liefert, und es ist von jenem Stoff, der den Philosophen Ernst Bloch 1929 in der *Frankfurter Zeitung* (*Ueber Karl Mays sämtliche Werke*) davon sprechen ließ, „fast alles“, was dieser „sehnsüchtige Spießbürger, der selbst ein Junge war“, kolportiert habe, sei „nach außen gebrachter Traum der unterdrückten Kreatur, die großes Leben haben will“.

Überraschend häufig angesichts der ‚keuschen‘ Abenteuerbücher, durch pubertäre Koinzidenzen aber erklärlich, verbindet sich das Motiv jugendlicher Karl-May-Lektüre und widerständlerischer Imitation mit der ersten Verstrickung in zarte Mädchenbände, beispielhaft etwa in Otto Soykas Erzählung *Old Shatterhand* (1929), Gustav Renkers ‚Schülergeschichte‘ *Der große Winnetou* (1934) und besonders natürlich in Veit Bürkles *Früher Liebesgeschichte um Karl May* (1942), die wohl auch wegen dieser Motivverknüpfung eine der beliebtesten ‚Karl-May-Geschichten‘ geworden ist. Ungewöhnlich erscheint, dass sich in Bürkles Novelle auch einmal ein Mädchen für Karl May begeistert; um eine realitätsferne Fiktion handelt es sich jedoch nicht, wovon

nicht nur Otto Flakes Feuilleton *Karl May bei den Mädchen* (1932) zeugt, sondern auch Karl Mays *Leseralbum*, in dem es unerwartet viele Fotos von Mädchen und Frauen gibt. Einige von ihnen, namentlich Marie Hannes, Marie Luise (Lu) Fritsch, Elisabeth Barchewitz, Anna Peters und Hetty Heide, gehörten sogar zu seinen vertrautesten Anhängerinnen, die dem Schriftsteller gerade in seinen umfeindeten letzten Jahren treu zur Seite standen.

Die innere Treue hielten Karl May fast alle der genannten Autoren, verband sich mit ihrer Jugendlektüre für sie doch zugleich die Erinnerung an frühe Zeiten der Unschuld und des Aufbruchs, freilich oft melancholisch gefärbt, weil sich die Hoffnungen der Jugend, wie es vor allem Leonhard Frank in der *Räuberbande* schildert, dann doch nicht erfüllten. Manchmal, so scheint es, lassen sich diese Gefühle aus der Jugendzeit, die in den Stürmen des Erwachsenen-daseins verwehten, auch noch in späteren Jahren bei zufälliger Begegnung mit den ‚alten Freunden‘, ausgelöst durch die Lektüre der eigenen oder anderer Kinder, wiederbeleben. Beispiele hierfür bieten die Erzählungen von Hellmuth Unger (*Mein Freund Winnetou*, 1928) und Harry Schreck (*Ein Mann denkt an Karl May...*, 1933), während Heinrich Lhotzky in seiner mystisch anmutenden Novelle *Ein unerwünschter Gast* (1929) mit Karl May sogar dem Alter selbst trotzt: „Das große Schrifttum, an dessen Spitze Karl May steht, ist wie ein Heiltrunk gegen das graue Elend, das zwecklos da ist, ohne körperliche oder sonstige Ursachen seine grauen Schwaden über uns ausbreitet.“

Mystisch wirkt auch Franz Kandolfs an E. T. A. Hoffmanns Gespenstergeschichten oder die Märchen Hans Christian Andersens erinnernde Erzählung *Spuk in der Villa Shatterhand* (1929), die uns eine Geisterstunde in der Bibliothek des toten Karl May erleben lässt, bei der seine Bücher zu geheimnisvollem Leben erwachen. Sie ist in ihrer Art ebenso einzigartig und unvergleichlich mit anderen ‚Karl-May-Geschichten‘ wie das Feuilleton *An einem*

*Tag in Riva* (1957) des Karl-May-Forschers Hansotto Hatzig, in dem sich die sehr persönliche Erinnerung an seine Zeit in einem Lazarett in Riva während des Zweiten Weltkriegs mit Reflexionen über Karl Mays schicksalhaften Aufenthalt am Gardasee Ende 1902 verbindet.

Ein weiterer Karl-May-Forscher, Erich Heinemann, steht mit seiner Erzählung *Gut gemacht, Winnetou* (1964) in der Tradition der früheren Jungengeschichten von Leonhard Frank, Paul Keller, Gustav Renker oder Eugen Oker, mit dem Unterschied jedoch, dass er nicht eigene Kindheits- oder Jugenderlebnisse erinnert, sondern sich ausdrücklich an die jungen und jüngsten Leser selbst wendet, denen er ein Beispiel von Mut und Zivilcourage geben will. Obwohl Heinemann seinen Erzählstil ganz den kindlichen Verständnis-fähigkeiten anpasst, ist seine Geschichte nicht ohne Raffinesse: Karl May wird bei ihm nicht einmal erwähnt, aber dessen Ideale werden vermittelt durch einen Jungen, der sich seinerseits Winnetou zum Vorbild erwählt hat.

Erich Heinemanns Erzählung ist nicht die einzige ‚Karl-May-Geschichte‘ für Kinder oder Jugendliche. Wenigstens erwähnt seien Alfred Weidenmanns *Winnetou junior fliegt nach Berlin* (Stuttgart 1952), die vierteilige Serie um den *Kleinen Winnetou* von Wolf-Dieter von Tippelskirch (Hannover 1964-77) und Stefan Gemmels Tierbuch *Winnewuff und Old Miezecat* (Gaggenau 2000). Im Auszug vorgestellt wird Lothar Reichels Jugendroman *Winnetou darf nicht sterben* (1995), ein besonders in unserer heutigen medienbestimmten Zeit notwendiges Plädoyer für die Macht der Phantasie. An Jugendliche richten sich schließlich auch zwei neuere Karl-May-Biographien, die merkwürdigerweise beide unter demselben Titel, „*Old Shatterhand, das bin ich*“, erschienen sind. Während es sich bei Frederik Hetmanns ‚Lebensgeschichte des Karl May‘ (Weinheim, Basel 2000) um ein Sachbuch auf der Grundlage aktueller Forschungsliteratur handelt, das als solches seinen Wert hat, aber nicht in unseren Zusammenhang gehört, vermischen sich in der

weniger anspruchsvollen, aber kindgerechten Darstellung von Burghard Bartos (1991), aus der wir einen Auszug bringen, in für das Genre typischer Weise Wirklichkeit und Fiktion.

Burghard Bartos steht mit seinem Buch beinahe am Ende einer Reihe von Romanbiographien, die bereits 1935, noch vor Heinz Stoltzes Dissertation über den *Volksschriftsteller Karl May* (1936), mit Karl Heinz Dworczaks *Das Leben Old Shatterhands. Der Roman Karl Mays* begann. Naturgemäß können diese Romane hier nur in Auszügen vorgestellt werden, aber bereits diesen lässt sich deutlich ablesen, wie unterschiedlich sich die Autoren mit dem immer wieder gleichen Thema auseinander setzten. Während Dworczak sich halbwegs an die seinerzeit bekannten Fakten hielt, ließ Franz Josef Weiszt in *Karl May. Der Roman seines Lebens* (1940) seiner Phantasie (allzu) freien Lauf. Inhaltlich sind beide Romane, die etwa bedenkenlos die Legende der Frühreisen kolportieren, längst überholt; aus der historischen Distanz bleiben sie im Vergleich mit späteren Arbeiten immerhin interessante Dokumente für das sich im Laufe der Zeit wandelnde Vorstellungsbild von Karl May, zu dem im Falle von Weiszt auch gehört, dass der Schriftsteller ideologisch instrumentalisiert wurde. Ähnlich phantastisch wie die Schilderungen von Weiszt muten auch die *Letzten Abenteuer um Karl May* (1955) von Fritz Barthel an, und dies, obwohl der Journalist neben seinem Berufskollegen Rudolf Lebius wohl der einzige Autor unserer Sammlung ist, der den Radebeuler Schriftsteller noch persönlich kennen gelernt hatte.

Wenn nach den beiden Büchern von Dworczak und Weiszt jahrzehntelang keine neue Romanbiographie über Karl May geschrieben wurde, so lag dies nicht zuletzt daran, dass auch die Forschungen zur Biographie des Schriftstellers, für die es nach der Aufgabe der *Karl-May-Jahrbücher* (1933) kein eigentliches Forum mehr gab, seither stagnierten. Zwar veröffentlichte Albrecht Peter Kann 1956/57 in

der Fernsehzeitschrift *Hör Zu* eine Romanserie *Die abenteuerliche Lebensgeschichte des Schriftstellers Karl May*, aus deren späterer Überarbeitung *Karl May – So war sein Leben* (1979) wir hier ebenfalls einen Auszug bringen, doch wird man diesen immerhin interessanten Versuch, Mays Schicksal im Illustriertenstil zu beschreiben, kaum zur ‚seriösen‘ Literatur rechnen können (was wohl auch fern von Kanns Intentionen lag). Erst Mitte der 60er Jahre, eher zufällig während einer populären Renaissance des Schriftstellers durch die bekannten Neuverfilmungen seiner Werke, kam es mit Arno Schmidts provokanter ‚Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl May’s‘ *Sitara und der Weg dorthin* (1963) und besonders mit Hans Wollschlägers grundlegender Biographie *Karl May in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* (1965) zu neuen Impulsen, die 1969 zur Gründung der Karl-May-Gesellschaft und einem Neubeginn der Forschung führten. In der Folge erschienen nicht nur zahlreiche weitere Arbeiten über das Leben und Werk des Schriftstellers, sondern auch neue Romanbiographien von Erich Loest, Otto Kreiner und Burghard Bartos sowie in jüngerer Zeit eine ganze Reihe von Texten, die fiktive Erlebnisse und Begegnungen Karl Mays mit anderen Persönlichkeiten der Zeitgeschichte schildern.

Die Bücher von Erich Loest und Otto Kreiner sind zweifellos die literarisch überzeugendsten aller bisherigen biographischen Romane über Karl May. Während bei Loests ‚Karl-May-Roman‘ *Swallow, mein wackerer Mustang* (1980), dessen erste Abschnitte bereits 1975 als *Karl-May-Novelle* erschienen (diese wird hier wieder abgedruckt), besonders der um Authentizität bemühte lebendige Realismus überzeugt, überrascht Otto Kreiner in seiner ambitionierten Trilogie (*Der Schatten. Phantasien über den Volksschriftsteller Karl May*, 1989; *Der Ruhm. Roman über den Volksschriftsteller Karl May*, 1994; *Abendsonne. Roman über Karl May*, 1996), deren Epilog wir hier bringen, mit sehr unterschiedlichen perspektivischen und stilistischen Annäherungen an

die Vita und Persona Karl Mays, die jeweils mit den geschilderten Entwicklungsabschnitten korrespondieren. Beiden Autoren merkt man überdies an, dass sie ihrem Gegenstand nicht nur mit kritischer Sympathie gegenüberstehen, sondern sich in vielem auch mit diesem gesellschaftlichen und literarischen Außenseiter zu identifizieren vermochten. Alle genannten Romanbiographien aber demonstrieren, dass das Leben Karl Mays, wenngleich auf eigene Weise, nicht weniger abenteuerlich war, als es seine Bücher sind.

Bedürfte es überhaupt noch eines Beweises dafür, dass Karl May inzwischen von seinen nachgeborenen Schriftstellerkollegen als beachtlicher, wenn auch höchst eigentümlicher Mensch und Autor wahrgenommen wird, so könnten ihn jene Erzählungen und Romane der letzten Jahre liefern, in denen sich ‚Karl May‘ als Kunstfigur selbstständig macht und in nur noch lockerer Bindung an seine authentische Biographie die merkwürdigsten Begegnungen und Abenteuer erfährt. Das Genre an sich ist nicht neu, man denke nur an die zahllosen, kaum noch zu überblickenden Novellen und Romane, die sich um vermeintliche Erlebnisse von Goethe, Schiller oder Mozart ranken, aber schon diese Namen signalisieren, in welcher illustren Gesellschaft May sich bei solchen ‚Dichterphantasien‘ befindet. Nicht weniger gilt das für die Texte selbst. Während die Variationsmöglichkeiten authentischer Romanbiographien notwendig begrenzt sind und viele Autoren inzwischen wohl (fälschlich) meinen, hier sei alles Wesentliche schon erzählt, dürften diese bei solchen Phantasien wohl tatsächlich unerschöpflich sein und nur vom Erfindungsreichtum der Autoren abhängen. Das Genre ist freilich nicht unbedenklich und findet bei manchen May-Freunden wenig Applaus, sei es, weil sie prinzipiell auf Authentizität beharren oder sich auch nur an bestimmten Figurenkonstellationen und Erlebnisketten stoßen. Tatsächlich ist die Gefahr der Beliebigkeit und der charakterlichen Verzeichnung

nirgends so groß wie hier. Die bisherigen Autoren des mittlerweile schon modisch gewordenen Genres sind ihr denn auch nicht immer entgangen, doch überwiegen bisher noch die positiven Eindrücke.

Die literarisch anspruchsvollste und in ihrer ironischen Brechung wie anspielungsreichen Zitation auch noch immer überzeugendste Variation des Themas hat bereits 1994 Peter Henisch mit seinem Roman *Vom Wunsch, Indianer zu werden* geliefert, in dem er beschreibt, ‚wie Franz Kafka Karl May traf und trotzdem nicht in Amerika landete‘. Eines der neueren Beispiele ist Hans Christoph Buchs Erzählung *Empor ins Reich der Edelmenschen* (2003), deren Untertitel ebenfalls bereits verrät, worum es geht, nämlich darum, ‚wie Karl May Adolf Hitler traf‘. Beide Begegnungen hat es natürlich nicht gegeben, aber sie wären doch immerhin möglich gewesen, und ausgerechnet mit Hitler scheint Karl May tatsächlich kurz vor seinem Tod zumindest einmal im selben Saal gewesen zu sein. Mit Kafka freilich hätte er sich, dessen sind wir uns sicher, wesentlich besser verstanden.

Während Henisch und Buch jeweils ganz auf die Begegnung zweier mehr oder minder gegensätzlicher Charaktere setzen, der eine heiter-ironisch, der andere allzu ernst, schlägt Walter Püschel, wenngleich er ein ganzes Panoptikum historischer Figuren, vom Zirkusdirektor Sarrasani bis zur Nackttänzerin Anita Berber, aufführt, in seinem ‚Karl-May-Roman‘ *Old Shatterhand in Moabit* (1994) erzählerische Funken eher aus einer grotesk verwickelten Handlung, in der es vor dem realen Hintergrund der Berliner Prozesse Mays um die Suche nach einem verlorenen Zirkusrentier geht. Nicht weniger merkwürdig sind zwei der jüngsten Romane um Karl May, Juergen Heinzerlings *Karl May und der Wettermacher* (2001) und Otto Emerslebens *In den Schründen der Arktik* (2003). Bei Heinzerling hilft May mit bei der Aufklärung eines Mordfalls am Niederrhein, bei Emersleben schlichtet er nicht nur diver-

se Weltkonflikte, sondern wird auch noch zum eigentlichen Entdecker des Nordpols. Mit der realen Biographie Karl Mays haben diese Bücher fast nichts mehr zu tun, vielmehr benutzen beide Autoren in postmoderner Weise die von May selbst erfundene Kunstfigur des ‚Dr. Karl May alias Old Shatterhand alias Kara Ben Nemsı‘, ähnlich wie Püschel, als Spielmaterial für ihre eigenen Phantasien. Ob dies legitim ist und ob der Charakter des ‚wirklichen Karl May‘ dabei nicht verfehlt wird, ist eine Frage, die sich trotz prinzipieller Bedenken nicht wirklich stellt, wenn dies wie bei Heinzerling und Emersleben derart augenzwinkernd geschieht und amüsant zu lesen ist.

Eine ähnlich amüsante, in ihrer literaturpsychologischen Dimension aber auch tiefsinnige Lektüre verspricht die unkonventionelle Romantrilogie *Im Tal der Bücher* von Cornelia Panzacchi, in deren erstem Teil *Die Auen* (2004), aus dem wir den Anfang bringen, es zu einer höchst merkwürdigen Begegnung des Schriftstellers Karl May mit seiner berühmtesten Gestalt Winnetou (alias Latréaumont) kommt, bei der einmal mehr die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Fiktion in beiden Richtungen spielerisch überwunden werden, sodass man sich schließlich mit der Autorin fragen mag, ob dieser „erfolgreichste deutschsprachige Schriftsteller aller Zeiten“ denn überhaupt existiert hat: „Da waren so viele Abenteuer in seinen Büchern, wilde Geschehnisse, seltsame Zufälle, wiederkehrende Unglücke und skurrile Gestalten. Da waren so viele Abenteuer in seinem Leben... Wenn man darüber liest, kommt es einem manchmal so vor, als hätte er es selbst geschrieben. Kann es ihn wirklich gegeben haben?“

Von ihrer jeweiligen Eigenart abgesehen, ist es erstaunlich genug, dass es überhaupt Romane um Karl May wie die von Püschel, Heinzerling, Emersleben und Panzacchi gibt. Nicht mehr nur seine allbekannten Heldenfiguren, auch der Autor selbst führt inzwischen ein literarisches Eigenleben. Während es bei den Geschichten, die Lektüre-



erfahrungen spiegeln, zum Verständnis genügt, selber einmal Karl May gelesen zu haben, und die Romanbiographien lediglich ein allgemeines Interesse an dessen Lebensgeschichte erfordern, setzen diese Bücher doch bereits einige Kenntnisse über das tatsächliche Leben und den Charakter des Schriftstellers voraus, da sich ein wirkliches Lesevergnügen hier nicht allein durch die Fabel, sondern mehr noch durch die Nähe oder Ferne zum Vorbild, durch Anspielungen und Aberrationen ergibt. Wenn trotz solcher Eingrenzung des Zielpublikums Autoren und Verleger heutzutage Phantasiegeschichten über angebliche Erlebnisse Karl Mays veröffentlichen, vertrauen sie auf eine Popularität, die man bei einem Reise- und Abenteuerschriftsteller aus dem 19. Jahrhundert rechtens eigentlich nicht erwarten dürfte. Karl May aber war, das zeigen auch die anderen ‚Karl-May-Geschichten‘, offenbar mehr als nur dies, nämlich ein in jeder Hinsicht außerordentlicher Mensch und Autor, dessen Leben und Werk einzigartig genug waren, auch andere Schriftsteller in unterschiedlichster Weise zu inspirieren.

Um zu verdeutlichen, wie breit das literarische, geistige und ideologische Spektrum jener Autoren tatsächlich ist, die von Karl May angesprochen und zu eigenen Schöpfungen angeregt wurden, haben wir unserer Anthologie einen umfangreichen Anhang beigegeben, der die nötigen bio-bibliographischen Angaben sowie weitere Informationen zu den ausgewählten Texten enthält. Wenn überdies im einen oder anderen Fall die Biogramme zur weiteren Beschäftigung mit dem Werk eines Schriftstellers verleiten würden, wäre dies ein nur zu wünschender Nebeneffekt.

In der Konzentration auf ausgewählte Prosadichtungen um Karl May ist die vorliegende Sammlung die erste ihrer Art. Ergänzend hingewiesen sei aber auf eine fünfteilige Reihe von „Sonderheften der Karl-May-Gesellschaft“, die der verdienstvolle Karl-May-Forscher Hansotto Hatzig in den Jahren 1987, 1988, 1990 und 1993 gemeinsam mit Rudi Schweikert unter dem Titel *Karl Mays Spuren in der*

*Literatur* herausgab; neben lyrischen, dramatischen und feuilletonistischen Texten und solchen, in denen May nur peripher einmal eine Rolle spielt, sind dort auch einige der von uns ausgewählten Geschichten (Matthießen, Reimann, Keller, Bürkle, Renker, Ostini, Auszüge aus Franks *Räuberbande* und Okers *Winnetou in Bayern*) enthalten, allerdings zum Teil in späteren Fassungen und im Faksimile.

Unsere Anthologie wäre nicht möglich gewesen ohne das freundliche Einverständnis aller Autoren und Rechteinhaber, denen hierfür herzlich gedankt sei. Besonderer Dank für vielfältige Unterstützung, für Hinweise und weiterführende Informationen gilt außerdem Gregor Ackermann (Aachen), Burghard Bartos (Buxtehude), Ekkehard Bartsch (Bad Segeberg), Otto E. Emersleben (Brunswick, Maine), Jenny Florstedt (Leipzig), Hansotto Hatzig (†), Eugen Oker (München), Walter Olma (Büren), Dr. Cornelia Panzacchi (Bayreuth), Walter Püschel (Berlin), Lothar Reichel (Oberwerrn), Wolfgang Sämmer (Würzburg), Michael M. Schardt (Oldenburg), Prof. Dr. Helmut Schmiedt (Köln), Hans-Dieter Steinmetz (Dresden) und Prof. Dr. Hartmut Vollmer (Paderborn). Nicht zuletzt danke ich den Verlegern Lothar und Bernhard Schmid für ihr Interesse an dem ungewöhnlichen Projekt und den Verlagsmitarbeitern Roderich Haug und Falk Klinnert für die sorgfältige Betreuung.

*Dieter Sudhoff*

*Paderborn, im Juni 2004*

## Die blaue Schlange

Indianer-Roman von Karl May. (Schluß.)

Ich hatte meine fünf Gewehre umgehängt, den Bären töter, mein Henrygewehr, einen Mauserkarabiner, eine Elefantengbüchse und einen Drilling, den Hirschfänger und einen Schleppsäbel umgebunden, drei Paar Revolver und einige Doppelpistolen in den Gürtel gesteckt, den Sauspieß, eine Hellebarde, mein Tomahawk, einen Lasso und eine Wal-fischharpune in die Hand genommen und die kleine Gatt-lingkanone, ohne die ich nie in die Prärie ziehe, in dem Ruck-sack untergebracht und die Hosentaschen mit Stinkbomben und Dynamitpatronen gut gefüllt. So kroch ich mit der mir eigenen Schläue, an der mir kein Irokese gleichkommt, durch das hohe Gras der Prärie – als ich plötzlich fünf baumstarke, bis an die Zähne bewaffnete Indianer vor mir sah, welche mit ihren vergifteten Pfeilen auf mich zielten. Ich war so kalt-blütig, daß ich erst einen Schluck Cognac nehmen mußte, um mich zu erwärmen, dann beschloß ich, die Kerle nicht zu töten, sondern lebendig zu fangen. Es waren Gelbfußindianer, wie ich sofort an ihrem Dialekt erkannte, denn ich beherr-sche alle Indianerndialekte wie meine Muttersprache, sogar noch besser. – „Tschindara bim bim!“ sagte der eine, was auf Deutsch heißt: „Bleichgesicht, du mußt sterben!“

„Ja, oder was beißt mich!“ hohnlachte ich mit der mir eigen-ten Geistesgegenwart, sprang mit einem gewaltigen Salto-mortale – ich war immer ein brillanter Springer! – über die Köpfe der verdutzten Indianer weg, drehte mich im Sprung und fiel ihnen so, ehe sie sich von ihrem Staunen erholen konnten, in den Rücken. Ohne meine Waffen fallen zu las-sen, warf ich mit jeder Hand und mit jedem Bein einen zu Boden, während ich den mittleren mit den Zähnen am Kra-gen faßte und gleichfalls niederwarf.

„Blimi, Blami!“ (Gnade, Erbarmen) stöhnten sie, ich aber sagte: „Vorher sollt ihr eine Tracht Schläge bekommen!“ Mit der Nilpferdpeitsche, ohne die ich nie ausgehe, zog ich jedem nun 25 Streiche über den Rücken, und dann fesselte ich einen mit meinem Lasso, einen mit meinen Hosenträgern, einen mit meinem Schnupftuch und die andern mit Handschellen, welche ich zu solchen Zwecken immer bei mir führe. Ein anderer hätte sie vielleicht erst gefesselt und dann gehauen, *ich* hielt das nicht für fair. Dann sprach ich:

„Ich werde euch nicht töten, denn ich bin ein Christ, und ein solcher tut einem Wehrlosen nichts zu leide! Bleibt nur liegen, vielleicht befreit euch ein anderer!“

Dann ritt ich auf meinem arabischen Rappen Rih davon, nachdem ich den Burschen ihre Waffen abgenommen und zu mir gesteckt hatte. Es galt jetzt, den Häuptling ‚Die blaue Schlange‘ einzuholen und meine Gefährten zu retten. Wir flogen dahin, viel, viel schneller als der Wind, und ich war mehrmals in Gefahr, mich selber einzuholen oder zu überreiten. So waren wir schon stundenlang galoppiert und Rih hatte noch kein nasses Haar. Hin und wieder schoß ich während des Rittes einen Tiger, einen Eisbären oder ein Rhinoceros, bekehrte einen alten Indianer zum Christentum, befreite einige Gefangene aus dem Kerker und entdeckte geheimnisvolle Felsenhöhlen und unterirdische Gänge. Wenn mich der Ritt durch bewohnte Gegenden führte, ertönte überall, halb im Tone des Entsetzens, halb im Tone des Grauens, der Ruf: „Old Shatterhand kommt!“ Ich tat niemandem etwas zu leide, und die paar Dutzend Indianer, die mich unterwegs anfielen, tötete ich nicht, sondern betäubte sie nur durch einen furchtbaren Schlag auf den Kopf und fesselte sie mit meinem Lasso.

Plötzlich sah ich mich vor einem breiten reißenden Strom, den ich zu durchschwimmen beschloß – ich bin nämlich ein kolossaler Schwimmer! – aber, als ich näher kam, richteten Millionen von Alligators ihre Köpfe aus

dem Wasser auf und klappten mit den Kinnladen. Was tun? Da wieherte mein Rih, als wollte er mir etwas sagen. Ich verstand ihn. Rih hat einen Verstand wie ein Mensch, mehr als mancher Mensch! Überspringen konnte ich den viele Kilometer breiten Strom nicht, Rih wäre unfehlbar um einige Meter zu kurz gesprungen! Da nahm ich das edle Tier fester zwischen die Schenkel – ich habe in den Schenkeln eine Riesenkraft! – und gab ihm ein Zeichen (jedes edle arabische Pferd gibt auf ein Zeichen, das nur sein Herr und meist auch dieser nicht kennt, sein Allerbestes!). Bei Rih war das Zeichen, daß ich mit der Linken seinen Schweif, mit Daumen und Zeigefinger der Rechten seine Nüstern faßte und das Pferd gleichzeitig am Sprunggelenk des linken Hinterfußes sanft streichelte, was nur ein solcher Reiter fertig bringen kann wie ich. Als Rih das Zeichen spürte, verdoppelte er seine Anstrengung und flog nun über die Rücken der dicht zusammengescharten Reptilien hin: donnernd, zum anderen Ufer. Der Ritt war schon beinahe geglückt – als ich am jenseitigen Ufer eine Herde von zwei- bis dreihundert Grizzlybären erblickte, welche die Zähne gegen mich fletschten und ein ohrenzerreißendes Gebrüll erhoben.

Was tun?

Für diese Schar reichte weder meine Gattlingkanone, noch meine Gewehrsammlung aus. Wenn ich auch ein unfehlbarer Schütze bin, so konnte ich mit einem Frontalangriff die zwei-, dreihundert Bären doch nicht erlegen!

Schnell war mein Plan gefaßt.

Auf dem Rücken eines besonders großen Alligators schwenkte ich nach rechts ab und landete am linken Flügel der Bärenreihe, die scharf ausgerichtet in schnurgerader Linie am Ufer stand. Ich verließ mich auf die Durchschlagskraft meines kleinkalibrigen Henrygewehres, sprang vom Pferde, machte mich fertig und zielte:

Meine Kugel streckte die ersten zehn Bären tot zu Boden.

Ich schoß wieder.

Abermals fielen zehn Bären.

Noch eine Kugel.

Dieses Mal fielen nur neun, weil ein besonders dicker dabei war. Der Flankenangriff war gelungen! Nach zwanzig bis dreißig Schüssen lag die ganze Schar der Bestien tot am Ufer. Ich zog ihnen die Felle ab, die heute noch mein Wohnzimmer zieren, schnitt die Schinken herunter, dann band ich das alles auf meinem Sattel fest und sprengte auf meinem Rih, der noch immer kein nasses Haar zeigte, obwohl meine Waffen allein an vierhundert Kilo wogen, davon.

Plötzlich sah ich eine Spur. Mit dem mir eigenen Scharfsinn sah ich, daß hier ein Chippewayindianer in mittleren Jahren gegangen sein mußte, der eine Blatternarbe auf dem linken Nasenflügel trug und schielte!

Kein Zweifel: ich hatte die Spur des blutdürstigen Häuptlings *Die blaue Schlange!*

Mit Riesenkräften gab ich meinem Rappen, der noch immer kein nasses Haar hatte, die Sporen. Plötzlich verdoppelte, vervier-, veracht-, versechzehn-, verzweihunddreißig-, vervierundsechzig-, verhundertachtundzwanzig-, verzweihundertsechsfünzigfache die Spur und darunter sah ich auch ganz deutlich die Spuren eines blonden Europäers mit blauen Augengläsern – meines Gefährten, den es zu retten galt.

„Vorwärts Rih!“ Das edle Tier lief nicht mehr, es flog. Nur alle zehn Minuten etwa berührten seine Hufe den Boden. Flach wie ein Tisch, ohne Baum, ohne Strauch dehnte sich die Prärie vor uns aus.

Mit einem Male stürzten hinter einer Waldecke mit furchtbarem Geheul zweihundertsechsfünzig Indianer auf mich los, und im Augenblick war ich vom Pferd gerissen, gefesselt und ins Lager geschleppt, wo mein Gefährte schon festgeschnürt am Marterpfahle strand. Wir reichten uns stumm die Hände und dann wurde auch ich an einen Pfahl gebunden. Der Häuptling schrie mich an in der Chippeway-sprache, die ich vollkommen beherrsche:

„Bumsvallera, hopsasa duliäh kikeriki! Holdrioh Wagalaweia, schnetterengteng hollaho, larifari, birribirri dore mi fa sol la si, hurre hurre hopp hopp hopp, Kling klang Gloria bum bum!“

Furchtlos sah ich ihm bei dieser Drohung ins Gesicht und lächelte verächtlich. Ich kann nämlich in Todesgefahr ungeheuer verächtlich lächeln.

Die Indianer verzehrten indes meine Bärenschinken und in den Eßpausen schossen sie mit ihren vergifteten Pfeilen auf uns, glücklicherweise, ohne zu treffen.

Ich beschloß als Christ, auch diese Irregeleiteten nicht zu töten, sondern lebendig zu fangen. Mit dem mir eigenen durchdringenden Blick hypnotisierte ich sie, überfressen hatten sie sich ohnedies, und bald lagen sie alle in tiefem Schlaf. Dann riß ich der ‚blauen Schlange‘ sein Skalpiermesser aus dem Gürtel, schnitt mir die Fesseln an den Händen durch, befreite auch meinen Gefährten, schlug mit dem Kolben meines Barentöters jeden einzelnen furchtbar, aber schonend auf den Kopf, und dann banden wir sie alle mit dem Lasso, welchen ich bei solchen Gelegenheiten immer bei mir führe.

Hierauf labten wir uns an etwas Bärenschinken und warteten, bis alle erwacht waren und um Gnade winselten.

Ich sprach:

„Ich bin ein Christ und werde euch nicht töten. Aber ihr müßt mir versprechen, künftig brav zu sein und keine Weißen mehr zu skalpieren!“

Alle versprochen es, nur der trotzigste Häuptling nicht. Der erklärte, wenn er nicht mehr skalpieren dürfe, so freue ihn das ganze Indianerspielen nicht mehr. Ich band daher nur die übrigen los, welche mich alsbald mit Begeisterung umtanzten und riefen:

„Dalli lalli, dalli lalli!“ (Heil dem großen Wundermann!)

Bescheiden, wie ich immer bin, sagte ich, was ich immer in solchen Fällen sage:

„Ich bin ein Christ, und der Gott der Christen ist ein gütiger Gott. Ich bin kein Zauberer und Wundermann, sondern nur ein schwacher Mensch, allerdings ein Tau-

sendsasa, der mehr gelernt hat als Brot essen. Ich kann schießen wie keiner, reiten wie keiner, springen, gehen, schwimmen wie keiner, werde nie müde, kriege nie Hunger, bin tapfer wie Leonidas, schnellfüßig wie Achilles, schlau wie ein Fuchs und geradezu blödsinnig intelligent. Wer's nicht glaubt, der lese meine sämtlichen Werke, wo er auch finden wird, daß ich alle Länder der Erde bereist habe, alle Sprachen kenne und von allen Nationen vergöttert werde. Ich kümmere mich nie um das weibliche Geschlecht, weshalb meine Bücher sich so vorzüglich für die reifere Jugend eignen. Ich kann aufschneiden wie ein englischer General und erzähle von jedem Land die gleichen Radomontaten, ob nun von Abenteuern mit Chinesen, Kaffern, Bulgaren, Tscherkessen oder Feuerländern die Rede ist. Paßt mal auf, was ich für ein Kerl bin!“

Während die Indianer in atemloser Spannung auf mich sahen, schoß ich mit meinem Mehrlader der Reihe nach etliche Kolibris herunter, die in größerer Entfernung vorbeiflogen, mit meinen übrigen Schießwaffen schoß ich in eine große weiße Holzscheibe, die ich zu solchen Zwecken immer bei mir führe, mit vielen Kugeln auf 800 Schritt mein Monogramm, mit der Gattlingkanone schoß ich meinem weit draußen weidenden Rappen die Bremsen vom Leibe – das brave Tier wieherte dankbar! –, mit dem Saupieß nagelte ich einen vorüberflatternden Falter an die nächste Felswand, mit der Hellebarde tötete ich einen Auerochsen, mit der Harpune einen großen Lachs, mit dem Lasso fing ich einen Präriehund, mit dem Säbel spaltete ich ein Haar – und dann lud ich den Bären töter mit der letzten Kugel, die ich hatte.

„Seht dort die zwei Jaguars“, sagte ich und deutete auf zwei riesige Bestien, die etwa eine Meile vom Lager entfernt sprungbereit kauerten. Sie mochten ungefähr zehn Schritt von einander entfernt sein.

„Diese werde ich jetzt mit einer Kugel schießen“, sagte ich und legte an. Ich hatte, scharfäugig, wie ich bin, be-



merkt, daß etwa auf halbem Wege das Bowie-Messer eines Indianers, die Schneide gegen mich gekehrt, in der Erde steckte. Auf diese Schneide zielte ich, traf, die Kugel spaltete sich, wie vorausberechnet, in zwei Teile, und jeder Teil fuhr einem der Jaguars ins Herz.

„Dalli lalli, dalli lalli!“ schrien die Indianer wieder und küßten mir die Hände. Bloß die ‚blaue Schlange‘ war verstockt geblieben. Der Halunke hatte sich inzwischen seiner Fesseln entledigt, und als ich nun waffenlos dastand, stürzte er mit dem Rufe:

„Hoptiqux, hoptiqux, teremtete!“ (Hund, jetzt bist du verloren!), mit geschwungenem Beil auf mich los.

Ich glaubte mich wirklich verloren. Da geschah etwas Wunderbares!

Mitten im Sprunge stürzte die ‚blaue Schlange‘ mit einem Schmerzschrei tot zu Boden.

Was war geschehen?

Der Mann hatte zu viel von meinem Bärenschinken gegessen, und ehe er sein blutiges Vorhaben ausführen konnte, raffte ihn eine *Indigestion* dahin. Ein furchtbares Gottesgericht!

Die Indianer waren total bedeppt, knieten vor mir und baten mich, ihr Häuptling und außerdem Präsident der Vereinigten Staaten zu werden. Ich lehnte bescheiden ab, gab ihnen meinen Segen, den ich zu solchen Zwecken immer bei mir führe, und sprach:

„Kinder, euer Antrag ehrt mich, aber ich kann ihn nicht annehmen. Der Verein für Volksverdummung in Deutschland hat mich engagiert, und ich muß in drei Wochen zwanzig neue Bände Reisebeschreibungen zur Vertrottelung der Leserwelt meines Vaterlandes abliefern. Lebt wohl!“

Mit diesen Worten sprengte ich davon. Die Indianer aber schlichen seitwärts in die Büsche, um die Tränen ihrer Wehmut zu verbergen.

*Ende.*